



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Vergessen - vergeben

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Vergessen — vergeben.

Vergeben — vergeben.

181

1.

Eine kleine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahe am Walde, liegt links an der Landstraße ein recht geräumiges Haus mit hohem Dach und schwarzem Balkenwerk. An der dem Dorfe zugekehrten Giebelseite befindet sich die weite Tenneneinfahrt, während ein besonderer Hauseingang an der der Straße zugekehrten Längsseite liegt. Über diesem Eingange prangt auf einem großen Holzschilde die Schrift „Gastwirtschaft zum Eichenkrüge von Liborius Greitens“. Zwei mächtige, alte Eichen, die vor dem Hause stehen und ihre knorrigen Äste weit über das moosige Dach hinausstrecken, mögen wohl der Wirtschaft den Namen gegeben haben. Fast alles, was an Fuhrwerken durch den Wald zum Dorfe oder zur weiterliegenden Stadt oder auch in umgekehrter Richtung fährt, hält erst beim Eichenkrüge an, denn der Greitens verzapft ein gutes Glas Bier, und sein Kornschnaps ist auch erster Güte. Aber auch vom Dorfe und der Stadt kommen, besonders Sonntags, gar manche zum Eichenkrüge hinaus. Dann herrscht unter den alten Eichen ein gar munteres Leben, und Greitens hat dann alle Hände voll zu tun, um die Gäste zu befriedigen.

Und solch ein Sonntag geht zur Neige.

Die letzten Strahlen der Septembersonne spielen in den Wipfeln der Eichen, die heute wieder eine so frohe Menschenchar in ihrem Schatten sahen. Jetzt stehen Tische und Bänke verödet, und von der Landstraße her schallt der Gesang der heimwandernden Stadtgäste:

„Weiß mir ein liebes Schätzelein

Mit zwei schwarzbraunen Augelein,

Das mir mein Herz erfreut! . . .“

In der Gaststube mit der verräucherten Decke sitzen an einem Tische noch ein paar Männer aus dem Dorfe, und die dreiundzwanzigjährige Schwester des Land- und Gastwirthes Greitens geht ab und zu, um ihre Wünsche zu befriedigen. Jetzt tritt sie an eins der offenstehenden Fenster und blickt auf die mit Eschen bestandene Landstraße hinaus, die sich grau und staubig dahinzieht, und ihre Blicke wandern zur andern Seite zum Walde, der da in abendlicher Dämmerung liegt. In dem Laube der Eichen und Buchen machen sich schon die gelben und roten Farben des Herbstes bemerkbar, indes die Tannen in dunklem Ernst ihre Häupter emporrecken. — Ja, schön ist's doch hier in der Heimat, so herrlich, so prächtig der Wald. — Tiefsinatmend saugt sie begierig den Duft ein, der so frisch vom Forste herüberweht. Ein paar Ferientage jedes Jahr abgerechnet, ist sie fast volle sechs Jahre der Heimat ferngewesen. Als der Bruder, der

Libori, damals heiratete, hat sie das Elternhaus verlassen. Nicht Zank oder Streit trieben sie davon, ihr eigenes Gefühl sagte ihr, daß sie für die Dauer im Hause überflüssig sei. Die Eltern waren ja schon tot. Da erwachte in ihr der Trieb, in die weite Welt zu fahren, aus der engen Heimat hinaus. Es hatte sich ja schon so manche aus dem Dorfe hinausgewagt. Freilich zu Lebzeiten der Eltern hätte sie nicht daran denken können, die hingen an den alten Gewohnheiten, und sie hätte auch wohl gar nicht daran gedacht, denn ein heranwachsendes Kind, das noch unverdorben ist, fühlt sich immer am glücklichsten in enger Verbindung mit den Eltern. Nun aber diese schon auf dem Friedhofe ruhten und sie auf sich allein angewiesen war, trat niemand ihrem Streben in den Weg, und da sich bald eine geeignete Stelle bot, zog sie aus der Heimat fort. Und das Glück war mit ihr gewesen, denn gut hatte sie's getroffen mit der Herrschaft. Dicht am Rhein, inmitten der Rebhügel, lag die Villa, wo sie fast sechs Jahre, die ersten Jahre als Küchenmädchen, dann als selbständige Köchin gewaltet hat. Oft hatte sie am Abend auf der Anhöhe gestanden und zum Rhein herniedergeschaut, auf dem buntbewimpelte Schiffe mit frohen Menschen dahinzogen, oft hatte sie mit Bewunderung die Ruinen der alten Burgen und Schlösser betrachtet. Dann zog eine helle Freude, ein Jubel durch ihre Brust. Schön war's da am Rhein. Aber allmählich zog doch das Heimweh in ihre Seele ein;

was sie einst schön fand, kam ihr nun gleichgültig vor. Die Heimat mit ihren Tälern und Höhen, mit ihren rauschenden Wäldern, das alte Elternhaus unter den Eichen, das schlichte Dörfchen mit dem eisenumsponnenen Kirchturm, das waren die Bilder, die wieder vor ihre Seele traten, und als dann der Libori schrieb, daß die Fina, ihre Schwägerin, seit dem letzten Kindebette etwas leidend und schonungsbedürftig sei, und sie bat, in die Heimat zu kommen und im Hauswesen miteinzugreifen, da gab sie ihren Dienst auf. Ungern ließ man sie ziehen; man hatte sie liebgewonnen, aber zur Heimat zog es sie mit aller Gewalt. — Und nun sind's schon einige Wochen, daß sie wieder daheim im Elternhause ist. —

„Du schöne, liebe Heimat, nie werde ich dich wieder verlassen,“ murmelt sie leise und blickt träumerisch zu den bewaldeten Höhen auf.

Da kommt vom Dorfe her ein junger Mann in grüner Uniform, den Hirschfänger an der Seite: der Förster Hubert Hansen.

Ein leichtes Erröten huscht über das Gesicht des jungen Mädchens, als es den Herankommenden gewahrt, der auf den Hauseingang zuschreitet.

Nach freundlichem Gruß an die Dörfler geht der Förster auf den Schanztisch zu, hinter dem das junge Mädchen nun steht und verlegen mit einem Staubtuche an den Flaschen wischt.

„Guten Abend, Bernardine,“ grüßt er leise und reicht dem Mädchen die Hand. „Möchte nur ein Glas Bier trinken. Will mich hier an den Tisch setzen, und du erzählst mir mal, wie es dir ergangen ist und was du all erlebt hast am Rhein.“

„Hab' wohl keine Zeit, Hubert,“ sucht sie einzuwenden, „die Gäste wollen bedient sein.“

Er lacht ihr ins rote Gesicht: „Die paar Mann? Trinken doch höchstens noch ein Glas oder einen kleinen Alt. Die hindern dich nicht. Und da draußen ist Feierabend. Hast ja heute wieder genug zwischen den Gästen herumlaufen müssen, kannst dich also auch mal etwas setzen. Oder ist dir meine Gesellschaft nicht angenehm?“

Die Bernardine lacht und versucht mit dem Wischtuch nach ihm zu schlagen: „Dummer . . .“ —

Am Tisch sitzen die zwei sich gegenüber und plaudern in gedämpftem Tone. Der Hubert blickt ihr ins Gesicht, in dem sich der Widerschein des Abendrotes spiegelt, während die Bernardine nur selten die Augen erhebt. Mechanisch spielen ihre Finger mit einem zusammengerollten Stückchen Papier.

„Wann kommst du denn mal hinaus in den Wald, wie du mir dieser Tage versprochen hast?“ fragt schließlich der Hubert und hält ihre Hand fest.

„Hab' ja noch nicht können. Jetzt aber, wo die Fina wieder besser ist, will ich dir den Willen tun, wenn dir so viel dran gelegen ist.“

„Sicher ist mir viel daran gelegen, recht viel; und der Mutter hab' ich's auch gesagt, der bist du herzlich willkommen. Wann also, Bernardine?“

Mit einem glücklichen Lachen blickt sie ihn an. „Bist doch ein Quälgeist! Bin ja kaum wieder warm geworden. — Heute geht's ja nicht, aber in der Woche, die letzten Tage . . . Bist du nun zufrieden, Kind?“

„Ich bin zufrieden. Aber Wort halten.“

Da kommt der Libori, der Wirt, in die Gaststube. Wie er den Förster bei der Schwester sitzen sieht, wird sein Gesicht um ein merkliches düsterer, als es schon ist. Nur flüchtig, anstandshalber gibt er dem Hubert den Gruß zurück, dann tritt er zu den Dorfgästen, die sich nun zum Ausbruch rüsten.

Wie sie noch ein Weilchen draußen am Eingange stehen, meint der Dorffschmied mit einem Blick nach der Gaststube: „Du, Libori, da drinnen spinnt sich wohl was an? Da kriegst du wohl bald einen Schwager, was?“

„Der Grüne? Haha!“ lacht der Libori geringschätzig auf.

„Na, warum nicht?“ fragt der Küster erstaunt. „Ist doch ein ganz echter Kerl, der Hubert Hansen. Und als Försterin? . . . wäre nicht zu verachten, Libori!“

Der macht nur eine ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Ist ein prächtig Mädchen geworden, die Bernardine,“ meint der alte Schnieders, „kann sich wohl sehen lassen. Aber für die Bauerei soll es nun wohl keinen Sinn mehr haben . . . ist so fein geworden. Na, ist ja auch nicht nötig, daß es Bäuerin wird. Wird sich schon was anderes Passendes finden.“

„Scheint doch, als wenn sich schon was gefunden hätte,“ lacht der Schmied wieder und geht mit den anderen dahin, dem Dorfe zu.

Der Wirt sieht den Gästen gedankenvoll nach. Er hat's ja schon längst gemerkt, daß der Grüne nicht nur des Glases Bier wegen kommt. Kam sonst höchstens alle acht Tage einmal in den Eichenrugg, und nun, seit die Bernardine wieder zurück ist, ist er fast alle Abende aus dem Walde herausgekommen in die Wirtschaft . . . Der muß sich nur nichts einbilden . . . Mag ja ein rechter Kerl sein, und so zu verachten wär's für die Schwester wohl auch nicht, dort als Försterin zu leben . . . Aber der Hansen . . . Wenn es ein anderer wäre, dann wär's ihm schon recht. So aber wäre ihm doch jeder Tagelöhner noch lieber als dieser Grüne. Mag er auch keine Schuld haben, aber sein Vater ist's gewesen, und das vergißt sich nicht. . . Und die Bernardine wird das hoffentlich auch nicht vergessen. Und täte sie's, wäre sie nicht mehr seine Schwester. . . . Aber er wird schon noch zur rechten Zeit ein Wort dazu reden, wenn sich's eben schickt. . . Da kommen noch zwei verspätete Gäste vom Walde her. Die treten unter die Eichen und lassen

sich vom Wirt ein Glas Bier herausbringen. Und während der Libori die bedient, nimmt der Hubert von der Bernardine herzlichen Abschied.

„Wann kommst du wieder, Hubert?“ fragt sie, während er sich zum Gehen rüstet.

„Will sehen, vielleicht schon morgen.“

Ein herzlicher Händedruck. — Die Bernardine geht in die Küche, der Hubert dem Walde zu.

Mit finsterem Gesicht blickt ihm der Wirt nach. —

Ein paar Tage später ist's, da findet sich der Hubert schon am Nachmittage in der Wirtschast ein, um die Bernardine zu ihrem versprochenen Besuch in der Försterei abzuholen.

„Kannst mich wohl ein Stündchen entbehren, Fina,“ spricht sie zu der Schwägerin, die bereits wiederhergestellt ist, „wollt' mal einen kleinen Weg machen . . .“

„Kann's mir denken,“ lacht die. „Wünsch' dir viel Glück, Bernardine!“

Der Libori kommt gerade vom Felde zurück, als die beiden dahingehen. Mit großen Augen und halb-offenem Munde starrt er ihnen nach. . . . Also soweit ist's schon mit ihnen? . . . Geht ja flott, und scheint's eilig zu haben, der Grüne. . . . Aber da wird dazwischengefaßt. . . . Und will die Schwester nicht ablassen von dem, dann mag sie sehen, wo sie bleibt; im Eichenkrüge ist für sie dann kein Platz mehr. . . . Würde sich ja im Grabe umdrehen, der Vater, wenn er das erführe. . . .

Derweilen gehen die zwei dahin in den Wald. Wie wandelt's sich so schön auf den moosigen Wegen, wo helle Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laubwerk fallen, ein neckisches Spiel treiben. Die Luft ist so frisch, so würzig. Jetzt geht ihr Weg rechts ab vom Hauptwege, dem Tannengrunde zu, wo das Forsthaus liegt. Die Bernardine geht glücklich an des jungen Försters Seite und lauscht seinen Worten. Und der Hubert erzählt ihr so viel, so viel. . . . Wie der Vater vor drei Jahren gestorben und er daraufhin dessen Nachfolger geworden. Wie die alte Mutter, die mit einer Magd das Hauswesen führe, ihn schon so oft gemahnt hat, sich nach einer Försterin umzusehen, da ihr die Last mit der Zeit zu viel werde und sie ihn auch noch gern glücklich sehen möchte. Aber er habe sich nie zu einer Wahl entschließen können. Dann aber, als sie wieder in die Heimat zurückgekehrt sei, habe er gleich gewußt, wo er seine zukünftige Försterin holen wolle. Und als er der Mutter von seinem Vorhaben gesprochen, da habe sie gern und freudig ihre Zustimmung gegeben.

„Kennst ja die Mutter wohl noch von früher her. Gut ist sie, Bernardine, und aufnehmen wird sie dich wie eine Tochter. Glaub's nur.“

„Ich glaub's ja, Hubert, glaube dir ja alles, sonst würde ich jetzt nicht an deiner Seite diesen Weg gehen.“ —

In einer Lichtung liegt das alte trauliche Forsthaus mit dem Hirschgeweih über der Türe. Unter

einem großen Nußbaum steht ein Tisch mit Bank und Stühlen. Da sitzt die alte Försterwitwe mit ihrem Strickstrumpfe und späht von Zeit zu Zeit den Weg hinauf, den der Hubert mit der Breitens Bernardine kommen muß. Da endlich . . . mit leuchtenden Augen treten sie in die Lichtung.

„Guten Tag, Mutter Hansen!“ grüßt die Bernardine und schüttelt der alten Frau herzlich die Hand.

Die blickt so froh zu dem jungen Mädchen auf, das wie ein Frühlingsbild vor ihr steht. „Tag auch, Fräulein Breitens. Seien Sie herzlich willkommen hier im Walde.“

„Ich danke Euch, Mutter Hansen, aber das ‚Fräulein‘ und das ‚Sie‘ müßt Ihr lassen. Sagt nur ‚Du‘ und ‚Bernardine‘, nicht wahr, Mutter Hansen! Kennt mich doch noch von früher?“

Die Alte nickt selig. Das junge Mädchen hat durch sein schlichtes, offenes Wesen schon ganz ihr Herz gewonnen.

„Ja, Bernardine, das schon; es ist ja schon lange her. Aber es freut mich, daß du noch so ganz dieselbe geblieben ist. Das soll Gott dir segnen.“

Bald sitzen die drei um den Kaffeetisch. Der Hubert redet jetzt nicht viel, er betrachtet vergnügt die Bernardine und die Mutter, die sich so viel zu erzählen haben. Er freut sich über das gute Verhältnis, das schon jetzt zwischen den beiden Frauleuten herrscht, und malt sich das Glück aus, das ihm erblühen soll, wenn

die Bernardine erst ganz als Försterin mit der Mutter schaltet und waltet.

In der Dämmerung geht die Bernardine nach herzlicher Verabschiedung von der Mutter, der sie baldiges Wiederkommen versprechen muß, zum Eichenkrüge zurück. Der Hubert geleitet sie heim, und während sie durch den halbdunklen Wald dahingehen, reden sie über ihre Zukunft und bauen Luftschlösser, wie es glückliche, junge Menschenkinder ja so gern tun.

„Über dem Libori sagst du es doch auch, Hubert, nicht wahr? Ich bin ja nun in seinem Hause, und er ist der Älteste. Da ist es besser, wenn er es von dir und mir erfährt, als von fremden Leuten.“

„Wenn du es so meinst, will ich's tun“, antwortet der Hubert etwas verlegen. Es ist ihm ja längst aufgefallen, daß ihn der Libori nicht mit den freundlichsten Augen ansieht, wenngleich er keinen Grund dafür anzugeben weiß.

„Ja, tu's bitte. . . . Wann?“

„Heute nicht mehr, aber die nächsten Tage, und noch vor Weihnachten gibt's Hochzeit.“ —

Nach dem Abendessen sitzen der Libori, seine Frau und die Bernardine plaudernd allein im Zimmer. Der Libori beteiligt sich nur recht wenig an dem Gespräch, er ist so kantig und so grantig, daß ihn die Schwester endlich überrascht fragt:

„Was ist dir denn nur über die Leber gelaufen, daß du so kurzab bist, Libori?“

„Da du mich fragst, Schwester, will ich es dir sagen: Nicht passen tut's mir, daß du da mit dem Grünen schöntust und herumläufst. Kann doch nichts Gutes bei herauskommen, mein ich. . .“

„Libori,“ spricht die Bernardine mit ernstem Gesicht, „wie kannst du so reden.“

„Ich red', wie ich's meine. Bin ja nicht dein Vormund, du bist ja großjährig und kannst machen, was du willst. Aber ich vergess' es nicht, und wenn du dich nur mal dran erinnerst, da kannst du es eigentlich auch nicht vergessen.“

Die Bernardine blickt wie starr über den Tisch den Bruder an: „Was denn . . . nicht vergessen?“

„Das fragst auch noch? . . . Na, du warst ja damals auch noch klein, ein Kind von drei Jahren, aber gehört hast du es später doch oft. Oder solltest du nicht wissen, wie unser Vater ums Leben gekommen ist? Daß der Vater von dem Grünen da ihn auf dem Gewissen hat?“

„Libori!“ kommt es in wehem Tone vorwurfsvoll von den bleichen Lippen der Schwester.

„Ja, ja, wahr ist's! — Na, der Vater war mal wieder jagen gegangen, wie so viele tun, und trifft unglücklicherweise mit dem alten Grünrock zusammen. . . . Nun, weißt es ja vielleicht auch. Weißt auch, daß der Vater von dem Alten angeschossen wurde, daß er einige Wochen krank lag und dann einige Monate ins Gefängnis kam. Und weißt auch, daß der

Vater diese Schmach, die ihm der Grünrock angetan, nicht vergessen und verwinden konnte, daß er gebrochen wieder ins Haus kam und hinsiechte, bis man ihn schon bald auf den Friedhof trug. Das alles weißt du wohl, und da wirst du auch zugeben, daß es Wahrheit ist, wenn ich sage: Der Alte hat ihn auf dem Gewissen. — Und da begreife ich es nicht, wie du dich mit dem Jungen da einlassen kannst. Hätte nie gedacht, daß du dich so vergessen könntest. Da wär's schon besser gewesen, du wärest dahinten geblieben am Rhein und nicht wieder heimgekehrt.“

„Ja, das wäre vielleicht besser gewesen,“ entgegnet die Bernardine mit zitternder Stimme, indem sie sich erhebt und hinter dem Tische hervortritt. „Hätte nie gedacht, daß ich so etwas von dir hören müßte.“

„Ist mir auch nicht leicht geworden, Bernardine, das kannst du glauben, aber es ist so, und gesagt werden mußte es dir. Kannst es ja nun machen, wie du willst, aber ziehst du mit dem Grünen an einem Strange, dann sind wir beiden geschiedene Leute.“

„Will mir deine Worte merken, Bruder . . . und leid tut's mir, daß einem das Elternhaus so verleidet wird.“

Damit geht die Bernardine hinaus auf ihre Kammer, wo sie noch lange am dunklen Fenster sitzt. Das Taschentuch vor das tränennasse Gesicht gedrückt.

Unter ihr hat der haßerfüllte Bruder noch einen Wortwechsel mit der Frau, der Fina, die ihm seine

Roheit gegen die Bernardine zum Vorwurf macht. Aber was nützt es? Mit rohen Worten entgegnet er seiner kaum genesenden Frau, behält er auch hier die Oberhand. . . .

Und draußen schreitet die Nacht durch das Land und breitet ihren schwarzen, sternendurchwirkten Schleier über den Wald und das einsame Wirtshaus an der Landstraße. All Freud' und Leid und Weh hüllt sie in ihre Falten, bis ein neuer Tag neues Licht und neues Hoffen bringt.

2.

Schon früh am anderen Morgen geht die Bernardine ins Dorf. Ihr ist ja so weh zumute seit gestern abend, und in ihrer Seele wogt es von Widersprüchen, daß sie nicht aus noch ein weiß. Wen soll sie da um Rat fragen? Einem Fremden ihr Leid auf die Zunge hängen, daß es morgen das ganze Dorf weiß? Nein, eher . . . Aber der alte Pfarrer, der wird ihr schon raten und helfen, der ist schon über dreißig Jahre im Dorfe und kennt alle Verhältnisse seiner Pfarrkinder. Nach der Messe geht sie in den Pfarrhof. Der Pfarrer blickt verwundert auf, als die Bernardine Greitens zu ihm ins Zimmer tritt.

„Freut mich, Bernardine, daß du mich mal besuchen kommst. Warst ja lange fort. Nun aber bleibst du doch wohl hier?“

„Ich denke ja, Herr Pastor. Aber erst möchte ich mal gern Ihren Rat hören über eine Angelegenheit, die ich sonst niemand vertrauen kann.“ Dann erzählt sie mit niedergeschlagenen Augen und verschämtem Gesichte dem alten Pfarrherrn ihren Kummer.

„Und nun soll ich dir raten, Bernardine, nicht wahr?“ fragt der Pfarrer freundlich. „Da kann ich dir nur sagen: Sei ruhig und mache dir keine Sorge. Daß dein Vater damals getroffen wurde, war ein Unglück, aber der Förster hatte doch keine Schuld, er mußte seiner Pflicht nachkommen. Ebenso wenig ist der Förster schuld daran, daß dein Vater einige Monate ins Gefängnis mußte, es war das die Folge der Verirrung deines Vaters. . . . Unrecht ist es, wenn dem toten Förster oder seinem Sohne deswegen Haß nachgetragen wird. Dein Vater würde dies jetzt selbst verurteilen, denn ohne Haß und Feindschaft ist er aus dem Leben gegangen. . . . Wenn ihr beiden, du und der Hubert Hansen, euch einig seid und den Bund fürs Leben schließen wollt, so wünsche ich euch alles Glück, und der liebe Gott wird euren Bund segnen. Auch dein Vater wird vom Himmel mit Wohlgefallen auf euch herabblicken. . . . Und wenn du nun bis zu deiner Verheiratung nicht in dem Hause deines Bruders bleiben kannst oder willst, so weiß ich dir Rat. Meine Schwester, die mir den Haushalt führt, ist seit einigen Tagen kränklich, so daß sie schon ab und zu Muthilfe aus dem Dorfe haben mußte. Wenn

es dir recht ist, kommst du hierher und hilfst der Schwester bis zu deiner Verheiratung im Hauswesen. . . .“

Wie die Bernardine das Pfarrhaus wieder verläßt, sind all ihre Sorgen und Seelenqualen fort; hell und licht ist's in ihrem Herzen wie an einem Frühlingstage. Dann tritt sie noch ein Weilchen auf den Friedhof, um am Grabe der Eltern ein Vaterunser zu beten. „Du zürnst mir nicht,“ murmelt sie, als sie an des Vaters Gruft steht, „daß ich den Hubert gern hab'. Nein, gewiß nicht. Freuen wirst du dich nur über deines Kindes Glück!“ Froh und leicht geht sie dann wieder dem Eichenkrüge zu.

Am Mittagstische sitzen sich alle ziemlich schweigend gegenüber. Nachher fährt der Libori mit dem Knechte ins Feld. Wie die Fina und die Bernardine einmal allein in der Wirtsstube sind, kommt das Gespräch auch mit einem Male auf das Zerwürfniß am gestrigen Abend.

„Tuft mir recht leid, Bernardine, aber ein Unrecht, wie der Libori meint, tuft du nicht.“

„Ist auch kein Unrecht, darüber bin ich beruhigt, Fina. Und gegen den Hubert kann sonst niemand was haben. Begreife den Libori nicht, solch einen Haß zu hegen. Ist doch sündhaft. Woher nur?“

Die Fina blickt verlegen zu Boden und zuckt die Schultern. Endlich meint sie: „Ist ja nicht wegen der Geschichte von damals allein. . . .“

„Weshwegen dann noch?“ fragt die Bernardine gespannt.

„Darfst mich nur nicht verraten. . . . Darf's dir ja eigentlich nicht sagen.“

„Was denn? . . . Nein, ich will nichts verraten, Fina, sag's mir nur.“

„Der fuchsfige Löhr und der lange Rolf sind ein paar geheime Wilddiebe. Gar manchmal haben sie des Abends spät noch hier in der Wirtschafft gefessen im Gespräch mit dem Libori, den sie auf ihre Seite zu ziehen hoffen. Ich habe ihn stets vor den beiden gewarnt, aber du kennst ihn ja, dann wird er gleich aufbrausend und grob.“

„Gott, Fina, er wird sich doch nicht mit solchen Lumpen einlassen, daß es ihm schließlich ergeht wie dem seligen Vater?“ fragt die Bernardine schreckensbleich.

Mit trauriger Stimme antwortet die Schwägerin: „Weiß nicht, wie weit er sich mit den beiden abgegeben hat, aber einmal abends ist er mit der Flinte mit ihnen hinausgegangen und spät mürrisch und verschlossen wiedergekommen. Bald erfuhr ich, daß in der Nacht der Förster hinter ihnen gewesen sei. Der fuchsfige Löhr soll dabei einen Streiffchuß am Arm erhalten haben. Dann sind alle drei unerkannt geflohen. — Das wird auch wohl der Hauptgrund seines Hasses sein. Aber sag' niemandem was davon, am

wenigsten dem Hubert, dem Förster, ich würde sonst unglücklich."

"Arme Schwägerin," sagt die Bernardine in mitleidigem Tone, „dauerst mich. Doch sorge nicht, ich werde schweigen. — Gott, wie ist der Libori doch so verblendet, sich in solche Geschichten einzulassen. Hat's doch nicht nötig. Hat die Bauerei und die gutgehende Wirtschaft. Sollte doch an den seligen Vater denken. Ein gutes Ende kann so etwas auf die Dauer nicht nehmen."

Wie es gegen Abend geht, stellt sich der lange Rolf ein und nimmt unter den Eichen Platz.

"Fräuleinchen!" ruft er der in der Thür erscheinenden Bernardine zu, „bringen Sie mir ein Glas Bier!" — „Ist der Bruder zu Hause?" fragt er dann, wie ihm das Verlangte gebracht wird.

"Nein, er ist aufs Feld. Wenn Ihr ihm was wollt, müßt Ihr schon etwas warten; wird wohl gleich zurück sein."

"Hm, hm!" brummt der Gast und nickt mit dem Kopfe.

Wohl eine Viertelstunde hat der Rolf da gegessen, da kommt der Förster heran. Nur einen kurzen, verächtlichen Blick wirft er auf den Dastehenden, dann geht er an ihm vorüber ins Haus. In der Gaststube fragt er die Bernardine: „Kennst du den Menschen da vor'm Hause?"

"Nein, Hubert."

„Ist er denn oft hier?“

„Es ist das zweitemal, daß ich ihn hier sehe.“

Dann plaudern sie von diesem und jenem, von der Gegenwart und von der Zukunft, die im rosigsten Lichte noch vor ihnen liegt. Und während sie plaudern, hebt sich draußen ab und zu ein Kopf und späht verstoßen ins Zimmer. —

Endlich, es dämmert schon, läßt sich das Rollen eines Fuhrwerkes hören: der Libori kehrt mit dem Knechte vom Felde heim. Der lange Kolf winkt ihn zu sich heran.

„Du, was tut der Grüne hier?“ fragt er finster in gedämpftem Tone, mit der Hand nach der Wirtsstube deutend.

„Der Grüne? — Ist er wieder da?“

„Ist wohl wahr, was ich schon mehrfach gehört habe: daß er dein Schwager wird?“ Fest blickt er dem Libori ins Gesicht, und wie er nicht gleich eine Antwort erhält, fährt er fort: „Dann wird es wohl ein Ende haben mit unserer Freundschaft. — Aber alles, was wahr ist: Kriegst einen feinen und noblen Kerl als Schwager, kannst wohl lachen, und wenn du ihm nun so mancherlei erzählst, — weißt ja, was ich meine — dann wirst ihm besonders lieb und wert sein! Hahaha! — — — Aber hör' ich nur einen Muck, daß du aus der Schule plapperst, daß du uns gar verrätst, dann . . .“

„Mensch, Rolf, bist du denn verrückt?“ grollt der Libori erregt, „der wird nicht mein Schwager, der Grüne nicht, und . . .“

„Was kannst du dagegen machen?“ unterbricht ihn der Rolf.

„Dagegen machen? — Na, wirst es schon sehen mit der Zeit.“

Dann folgt er dem Knechte, der die Pferde in den Stall bringt, und der Rolf geht durch die Dämmerung dem Dorfe zu.

Wie der Libori von der Hoffseite her ins Haus kommt, geht gerade die Schwester mit dem Förster vorn aus der Tür. Mit funkelnden Augen und zusammengebissenen Zähnen schaut er den beiden ein Weilchen nach, die da an der Straße noch beisammenstehen und dann im langsamsten Schlenderschritt dem Walde zugehen.

Dann plötzlich bleibt die Bernardine stehen, umspannt fest des Huberts Arm und fragt in ängstlichem Tone: „Hast du auch mit Wilddieben zu tun?“

„Bist schon ängstlich?“ lacht ihr der Hubert ins Gesicht. „Beruhige dich nur, es ist ein stilles, ruhiges Revier, das ich zu verwalten habe. Nur zwei sind, die hab' ich im Verdacht, daß sie mir ab und zu einen Besuch abstatten. Hab' sie zwar noch nicht erwischen können, aber einmal geht der Krug doch in Scherben.“

Nur zwei. . . . Die Bernardine atmet erleichtert auf. . . . Da wird der Libori nicht bei sein. Sind

sicher die beiden, die die Fina ihr genannt hat. . . .
Aber die Hauptsorge lastet doch noch auf ihrer Seele
Und wie sie ein paarmal aufseufzt, blickt der Hubert
sie verwundert an.

„Aber nun sag' mir mal, Bernardine, was fehlt
dir noch? Du hast noch etwas auf dem Herzen?
Hab's längst gemerkt. . . .“

Ein paarmal ringt sie nach Worten, dann erzählt
sie ihm mit niedergeschlagenem und verschämtem Ge-
sichte von dem Zerwürfniß mit ihrem Bruder.

„Und was hat er gegen mich?“

„Ein alter Haß ist's!“ Und sie erzählt auch dessen
Ursache.

Der Hubert schüttelt sinnend den Kopf: „Das
soll's sein? Das wäre ja . . .“ Dann fragt er jäh:
„Hast auch du gar noch etwas Haß oder Groll wegen
der Geschichte damals?“

Da sieht sie ihn mit ihren tränenfeuchten Augen
vorfurfsvoll an: „Wie kannst du nur so fragen,
Hubert?“

„Dann laß es gut sein!“ spricht er, indem er sie
sanft an sich zieht. „Wenn wir zwei uns verstehen,
dann mag dein Bruder tun, was er will; wir sind
nicht von ihm abhängig. . . . Aber verstehen tue ich
seinen Haß nicht. . . . So ein . . . Mag's Gott
ihm verzeihen. . . . Da wärest du jetzt am liebsten
wieder fort aus dem Hause?“

Die Bernardine nickt und erzählt ihm von dem Angebote des Pfarrers.

„Das ist ja passend, da bist du vor aller Unbill geschützt. Hilf nur ruhig im Pfarrhose aus. Wir werden ja wohl auf manches Plauderstündchen verzichten müssen, aber des Sonntags wirst du schon ein Stündchen zu mir und der Mutter hinauskommen können. Und es bleibt so, wie ich schon gesagt habe: noch vor Weihnachten Hochzeit, dann ist uns beiden geholfen. Bist du nun zufrieden?“

Sie nickt glücklich, felig und sieht ihm tief in die Augen.

„Na, dann ist ja alles gut. Gräme dich nicht, Gott wird schon mit uns sein. Ich werde die nächsten Tage mal des Abends wiederkommen. Ein Glas Bier wird mir der Bruder ja wohl nicht verweigern. Sehe ich dich dann nicht mehr, bist du schon im Pfarrhose, dann werde ich in Zukunft den Eichenkrug meiden.“

Bernardine ist über diese Zusicherung Huberts beruhigt und sieht voll Vertrauen in die Zukunft.

Mit viel leichterem Herzen geht das Mädchen ins Haus zurück. Gut ist's, daß der Hubert nun alles weiß. Ist ihr ja schon schwer geworden, aber zwischen Brautleute soll auch nicht ein Schatten fallen. Und nun mag kommen, was da will. Sie sieht allem mit Ruhe und Gottvertrauen entgegen.

Derweil geht der Förster ernst und still durch den dunkelnden Wald, der im tiefsten Frieden des Herbst-

abends daliegt; nur der schrille Ruf eines Käuzchens klingt wie ein Weheschrei durch die Stille der Natur. Er sinnt und denkt über den unvernünftigen Haß des Libori nach. . . . Daß der ihn schon immer mit scheelen Augen angesehen hat, seit die Bernardine zurück ist, hat er längst gemerkt, aber so eine offene Feindschaft hat er ihm doch nicht zugetraut. . . . Und wegen der alten Geschichte? . . . War ja bedauerlich, aber wer war denn der Schuldige, der Greitens oder sein Vater? . . . Der Vater mußte seine Pflicht und Schuldigkeit tun, wie er selbst sie auch tun würde zu jeder Zeit, selbst wenn er den Libori beim Wildern träfe. . . . Aber der wird doch nicht wildern? . . . Wie nur so ein Gedanke so urplötzlich an ihn herankommen kann. . . . Hat wohl an den langen Rolf gedacht, der da vorm Eichenkrüge saß. . . . Ist ja kein sauberer Gast, aber ein Glas Bier kann ja jeder im Krüge trinken. —

In der leeren Gaststube erwartet der Libori seine Schwester. „Hast du wieder mit dem Grünen liebge-
getan?“ fragt er unvermittelt.

Frei und offen blickt sie dem Bruder ins Gesicht: „Hast du was dagegen?“

„Hab's dir doch gestern schon gesagt, wie ich darüber denke, und willst du absolut mit dem Grünen weiter. . . .“

„Libori,“ unterbricht ihn da die Bernardine, „der Grüne heißt Hubert Hansen und ist mein Bräutigam.“

Nun weißt du Bescheid. . . . Was du gegen ihn hast, ist Torheit, ja Sünde, ich habe keinen Teil daran. Siehe zu, wie du den Haß vor Gott und deinem Gewissen rechtfertigst."

Da verzieht sich das Gesicht des Bruders zu einem höhnischen Grinsen, wie er nun antwortet: „Also doch schon so weit? Bräutigam! Hm! Fein, jawohl, fein. Also Frau Försterin in Zukunft. Lautet schön, und dann die grüne Tracht. . . . Dafür läßt man sich schon was gefallen, vergißt man alles, was . . ."

„Nun ist's aber genug!" fällt ihm die Schwester erregt ins Wort.

„So? Dann ist's auch genug und aus mit unserer Geschwisterschaft. . . . Mach's, wie du willst, aber meine Schwester bist du nicht mehr. Kannst dir auch ein ander Unterkommen suchen, denn im Eichenkrüge passen wir zwei nicht zusammen. So eine schamlose . . ."

„So ist's recht. Wirf mich nur hinaus aus dem Elternhause. Hab' dir ja nun in den Wochen der Not geholfen. . . . Und Sorge nicht um mein Unterkommen; wollte es dir schon sagen: Morgen verlasse ich dein Haus, unser Elternhaus. Da komme ich dir aus den Augen. Möge dir der liebe Herrgott alles vergeben. . . ." Damit geht sie hinauf auf ihr Zimmer, wo sie ihre Kleider ordnet und in den Koffer packt.

Der Bruder steht noch eine ganze Weile gedankenvoll in der Wirtsstube. . . . Also morgen schon will sie gehen? . . . Soll ihn nur wundern, wohin sie

geht . . . leicht schon in die Försterei . . . lieber wär's ihm, sie ginge wieder in die Weite, an den Rhein . . . möglich, daß der Grüne sie dann vergäße. . . . Ist ihm ja eigentlich leid, daß es so gekommen ist, aber die Schwester als Braut oder Frau dieses Grünen? . . . Jeder andere, aber der nicht. . . . Es kann nicht sein. —

Am anderen Tage siedelt die Bernardine ins Pfarrhaus über. —

's ist eine Woche verstrichen, da findet sich am Abend der lange Rolf wieder im Eichenkrug ein.

Der Libori setzt sich zu ihm und fragt gleich: „Wie geht es dem roten Löhr?“

„Ist bald wieder heil, sein Flügel, nur noch etliche Tage. Dann geht's wieder aufs neue.“

„Vorsicht, Vorsicht, Rolf!“ mahnt der Wirt.

„Na, was ist denn?“ fragt der Rolf und blickt den Libori groß an. „Bist du schon bange vor dem zukünftigen Schwager?“

„Laß mich in Ruh' mit dem zukünftigen Schwager. Mußt wissen, daß ich mit dem fertig bin. War gestern abend wieder hier und suchte mit mir anzubinden. Da hab' ich ihm aber gründlich meine Meinung gesagt. Mag nun wohl nicht wiederkommen. Hätte aber doch gern von ihm erfahren, wo das Mädchen ist, ob's schon in der . . .“

„Das weißt du nicht?“

„Nein, Rolf!“

„Nun hör aber auf! — Da will ich's dir sagen: Im Dorfe ist sie, beim Pastor!“

„Beim Pastor?“ Wie starr ist das Gesicht des Libori geworden.

„Siehst also: Kannst nichts dagegen machen, daß der Grüne in deine Familie kommt; wird dein Schwager, magst zufrieden sein oder nicht. Und ist er's erst, wird er dich schon befehren . . . oder er brennt dir mal eins auf die Facke und bringt dich ins Loch, wie es deinem Vater ja auch ergangen ist. Wer weiß, was man noch erleben kann?“

Ohne weiteren Gruß geht der lange Rolf dahin. Er hat dem Greitens erst mal wieder einen Knochen vorgeworfen, woran er zu nagen hat. Und der sitzt noch immer da und starrt gedankenschwer in den grauen Abend.

. . . Beim Pastor ist sie? . . . Da hätte er die Schwester nicht gesucht. . . . Ob der nun auch schon die ganze Geschichte weiß? . . . Mag er's, ihm ist's gleich. . . . Und nichts dagegen machen, meint der Rolf? Das wär' doch was. . . . Auf die Facke brennen oder ins Loch? . . . Da kann er erst selbst ein Stück Blei in die Rippen kriegen, genau auf die Stelle, wo es der Vater hingekriegt hat, und schade sollt's sein, wenn er den Fleck nicht träfe. . . . Und wenn der Schuß was tiefer ginge, daß gleich alles vorbei wäre, wär' auch kein Übel, vielleicht noch das

beste, das sicherste Mittel, die beiden auseinanderzubringen.

So denkt der Libori, wie er da im Halbdunkel sitzt, so denkt er die nächsten Tage, so oft er nur an die Schwester erinnert wird. Und bei dem Denken arbeitet er sich immer tiefer in den Haß hinein, so tief, daß endlich all sein Sinnen und Trachten nur auf Schädigung oder Beseitigung des Försters gerichtet ist. — — —

Es ist ein Samstag um Gallus herum. Dunkle Wolkenballen, aus denen ab und zu ein Regenschauer niederprasselt, jagen wie wilde Reiter am Herbsthimmel dahin, und der Wind zupft und zerrt an Büschen und Bäumen und nimmt ihnen das letzte dürre Laub und wirbelt es im tollen Durcheinander über die kahlen Felder. Der Wald rauscht wie eine Klage um verlorenes Sommerglück.

Der Libori ist mit dem Knechte dran, die Bänke und Tische in den Schuppen zu bringen, denn jetzt ist's mit dem Draußensitzen vorbei, da ist's besser in der Stube. Da kommt der Landbriefträger und gibt dem Wirte einen großen Brief mit amtlichem Siegel. Der Libori wendet das Schreiben hin und her. Daß es vom Amtsgericht ist, sieht er schon; was wollen die vom Gericht nur? Etwas beklommen und ängstlich wird's ihm, die verschiedensten Vermutungen tauchen blitzartig in seinem Gehirn auf. Dann geht er ins Zimmer und öffnet das Schreiben, das ihn auffordert,

bis zu dem und dem Tage seiner Schwester Bernardine ihr elterliches Erbteil, das er als Ältester und Hoferbe auszuzahlen verpflichtet ist, zu erlegen, widrigenfalls . . .

So eine verfl . . . hat der Grüne wieder die Hand im Spiel, das ist doch sicher. . . . Gewiß, er muß zahlen, kann's nicht ändern. Und der Bernardine würde er das Geld noch gönnen, aber dem Grünen? . . . Wird ihm jetzt etwas schwer werden, hat manches neu angelegt. . . . Der Schwester ein gutes Wort geben, daß sie noch ein Jahr wartet mit dem Gelde? . . . Nein, nie nicht, lieber . . . Da wird er das Geld schon anderswo geliehen bekommen. . . .

Wütend schließt er das Schreiben in ein Schrankfach und geht dann wieder nach draußen an die Arbeit. Er bemüht sich, seinen Gedanken einen anderen Weg zu geben, aber den ganzen Tag tanzen ihm die Worte des gerichtlichen Schreibens wie hohnlachende Kobolde vor Augen. — Am anderen Morgen geht das Grübeln und Sinnen von neuem wieder los, und als er im Hochamt, auf seinem gewohnten Platz am Türpfeiler stehend, den Pfarrer von der Kanzel vorlesen hört: „Es werden zum ersten Male zum Stande der heiligen Ehe aufgeboten: Förster Hubert Hansen und Bernardine Greitens, beide von hier,“ da ist's dem Liborigerade, als ob ihn einer mit einem spitzen Stock prickle und stachle. Kaum ist's zur Kommunion, da schlüpft er schon wieder aus der Kirche hinaus, um den neuen

Ärger in einer Wirtschaft des Dorfes zu dämpfen. Mit unsicheren Schritten geht er gegen Mittag wieder heim. —

Just auf Martini ist's, da knien die Brautleute vorm Altare der traulichen Dorfkirche, um den Bund fürs Leben zu schließen. Es ist nur eine kleine, bescheidene Hochzeitsfeier, und die Dörfler sind gar sehr darüber erstaunt, denn man hat allgemein erwartet, die Bernardine werde eine recht tüchtige Hochzeit in ihrem elterlichen Hause feiern; aber nichts von dem. Nicht mal die Familie ihres Bruders nimmt teil an der Vermählungsfeier. Nur eine kleine Zahl Gäste sitzen in der Försterei mit dem Brautpaar am Tische, am Nachmittage ist auch der Pfarrer auf ein Stündchen da, aber fehlt auch der Lärm und der Tanz, die unvermeidlichen Begleiter größerer Hochzeiten, Glück und Frieden lagern auf den Zügen der Neuvermählten; man merkt's bald: hier ist ein inniger Herzensbund geschlossen. —

An demselben Tage sitzen abends im Eichenkrug der fuchsig Löhr und der lange Rolf mit dem Libori zusammen.

„Nun ist's also doch soweit gekommen, wie ich dir damals sagte,“ spricht der Rolf mit einem höhnischen Blick auf den grollend daisenden Wirt, der mit der geballten Rechten auf der Tischplatte trommelt. „Was hast du also dagegen machen können? Nichts, gar nichts. Ich begreife dich nicht. Hättest dem Mädchen doch besser ins Gewissen reden müssen.“

„Hab' ich genug getan, Rolf,“ antwortet der Wirt bissig, „wahrhaftig genug, aber mach's mal anders.“

„Soviel ist sicher,“ spricht der fuchsfige Löhr, „der Grüne wird uns jetzt besonders scharf auf die Finger passen, denn das Frauenzimmer wird ihm manchen Wink geben können. Das wird in den Wochen, als es hier im Hause war, schon Lunte gerochen haben.“

„Anfinn, das Weib weiß von nichts, von gar nichts!“ entgegnet der Libori erregt.

„Na, wer's glaubt! — Ist ja eigentlich zu dumm, daß wir uns sorgen, aber dem Kerl steht das Gesetz zur Seite. Brennt einem schließlich eins auf den Pelz, hast das ja mit meinem Flügel vor kurzem gesehen. Konnte ja auch noch besser kommen, daß man gar nicht mehr geatmet hätte. . . .“

„Oder so, daß du erst genug hattest, ins Loch gesteckt wurdest und dann ins Gras beißen mußtest, wie des Libori Vater,“ fällt der Rolf ein.

„Hört nun auf, genug ist's schon!“ knurrt der Libori, während er zum Schanktisch geht und sich noch einen heruntergießt. „Ist dem nicht geschenkt, dem Grünen, was er dem Vater und uns allen angetan hat. Die Schande . . .“

„Deine Schwester hat es vergessen!“

„Ist nicht mehr meine Schwester, Löhr. — Und seine Rechnung kriegt der bezahlt, laßt euch das heute gesagt sein.“

Da rumpelt draußen ein Wagen vor's Haus. Die Messingplatten der Pferdegeschirre läuten wie kleine Glocken durch den Abend. Dann kommen zwei Fuhrmänner in die Gaststube und unterbrechen die weitere Unterhaltung der drei Freunde.

3.

Mai ist's wieder geworden. Im frischen Grün prangen Felder und Fluren, die Obstbäume tragen allenthalben ihre zarten, duftigen Blütenschleier, und allüberall sprießen Blumen hervor. Am schönsten ist's aber wohl im Walde. Da ist ein Wachsen und Blühen, ein Leben und Weben, ein Singen und Klingen, als ob ein neues Eden entstehen wollte.

Im Tannengrunde, nicht weit von der Försterei, stehen ein paar Dorfbuben von etwa acht bis zehn Jahren unter einem Baum und spähen verlangend zur Höhe, wo ein Eichhornnest im Wipfel zwischen Reifig bemerkbar ist. Einer hat es schon versucht, an dem Stamm emporzuklettern, aber er hat sich nur die nackten Füße zerschunden und ist von seinem Vorhaben abgestanden.

„Junge sind drin,“ sagt ein anderer mit wichtiger Miene, „das weiß ich bestimmt. Und es wäre doch schade, wenn wir die nicht kriegten.“

„Wenn ich nur wüßte, ob der Förster nicht da ist, dann wollte ich's schon versuchen,“ meint ein heller Flachskopf.

„Das ist doch dein Onkel, Anton,“ klingt's beschwichtigend aus dem Chor.

„Onkel, der? Ja . . .“ lautet die bedächtige Antwort des Knaben.

„Der ist sicher nicht da. Der ist nach dem Buchenberge. Ich hab' ihn vorhin dahingehen sehen.“

„Ist's auch wahr?“

„Ganz gewiß, Anton!“

Noch einmal blickt der Anton Greitens umher, dann spuckt er in die Hände und beginnt den Stamm zu erklimmen. Bald hat er das Astwerk erreicht, das er wie eine Leiter benutzt, während die anderen mit Spannung seinen Bewegungen folgen. Wie sich da einer der Emporspähenden umblickt, sieht er mit Schrecken von der Försterei her eine Frauensperson kommen. „De Förstersche!“ stößt er hervor und flieht mit den andern ohne umzusehen dem Ausgange des Waldes zu. Der Anton in dem Gezweige der Tanne hat den Ruf gehört und sieht entsetzt seine Kameraden davonlaufen. Schnell will auch er den Baum verlassen, da tut er in dem glatten Geäst einen Fehltritt, es knackt, es bricht — mit einem Wehschrei stürzt er aus der Höhe auf den moosigen Boden, wo er stöhnend liegen bleibt. Erschreckt eilt die Försterin herbei. „Mein Gott, der Anton!“ stammeln ihre Lippen, wie sie den Neffen erkennt. Sie reißt den Knaben auf, aber wie er auf den rechten Fuß tritt, stöhnt und schreit er von neuem auf und sinkt zusammen.

Einen Augenblick steigen seltsame Gedanken in dem Herzen der Frau auf. Ihres Bruders ältester Sohn ist's, ihres Bruders, der ihr das Elternhaus in Haß und Groll verleidet hat. . . . Gewaltfam unterdrückt sie die Regungen der Schadenfreude; aufs neue umschlingt sie den Knaben mit ihren Armen, dann trägt sie ihn der nahen Försterei zu, wo sie ihn auf ein Sofa legt. Keuchend von der Anstrengung erzählt sie der Schwiegermutter von dem Unglück.

„Und deines Bruders Sohn ist's?“ fragt die erstaunt.

„Ja, Mutter, der Anton! — Ich glaube, er hat das Bein gebrochen.“

Die alte Frau untersucht das Bein. Gleich über dem Knöchel ist eine Geschwulst, und wie sie die Stelle berührt, wimmert der Anton auf.

„Scheint, wie du sagst, Bernardine,“ wendet sie sich zu ihrer Schwiegertochter. „Da wollen wir erst kalte Umschläge drauflegen, und sobald der alte Knecht, der Matthias, wiederkommt, soll er ihn heimtragen nach dem Eichenkrüge, daß sie dann einen Doktor holen können.“

Ein halbes Stündchen warten die Frauen auf den Matthias, aber er kommt noch nicht, und es beginnt doch schon zu dämmern. So geht's oft, wenn man auf einen wartet. — Da kommt der Hubert vom Buchenberge zurück. Der staunt, wie er den Knaben daliegen sieht und von der Bernardine von dem Vor-

fall unterrichtet wird. Eine ganze Weile steht er in Gedanken bei dem Kinde, dem Sohne seines Schwagers, seines Feindes. Der verdient es schon nicht, daß man sich um den Jungen kümmert, aber leicht ist es ein Fingerzeig des lieben Herrgottes. Und ist ja schon oft gewesen, daß Güte und Liebe den Haß bezwungen haben.

„Wenn nur der alte Matthias käme, da sollte er ihn heimbringen,“ meint die Bernardine, „zu Hause werden sie in Unruhe sein; dann könnten sie auch gleich zum Doktor schicken.“

„Der Matthias?“ Der Förster sinnt ein Weilchen, dann blickt er seine Frau an. „Gehst du mit, Bernardine, dann will ich ihn selbst heimtragen.“

Freudig überrascht, mit einem dankbaren Blick sagt die Frau: „Das wolltest du wirklich tun?“

„Ja, ich will's. Mag's Gott zum Guten und zum Frieden lenken.“

„Ich gehe mit!“

Sie schlägt ein leichtes Tuch gegen die Abendkühle um ihre Schultern, der Hubert hebt den Knaben mit kräftigen Armen behutsam auf, dann gehen sie dahin durch den dunkelnden Abend, gefolgt von den sorgenden und wünschenden Blicken der alten Försterin.

Still und ruhig liegt der Eichenkrug da. Die Tische und Bänke vor dem Hause leuchten hell aus dem Dunkel auf. Die Bernardine ist vorausgegangen

ins Haus und trifft in der Küche die Schwägerin, die verstört am Herde steht.

„Wo ist der Libori?“ fragt sie schnell.

„Der ist schon vor einer Stunde hinausgegangen. Wohin, weiß ich nicht. Und der Anton ist auch nicht da. Bin schon in Sorge um den Jungen.“

„Fina, wir bringen ihn dir ins Haus. Er ist im Walde vom Baume gestürzt. Mag ja nicht schlimm geworden sein, aber besser ist, du schickst gleich den Knecht zum Doktor. Da ist der Hubert mit dem Jungen.“

„Mein Gott, Anton, auch das noch! — Wie konntest du nur so was anstellen, Junge?“

Mit tränenden Augen nimmt sie dem Förster den stöhnenden Knaben ab. Während sie ihn zu Bette bringt und mit Hilfe der Bernardine entkleidet, erzählt ihr der Hubert den Vorfall, aber sie hört nur mit halben Ohren, ihr Empfinden gehört dem Kinde, das da in Schmerzen liegt.

„Hast du schon zum Doktor geschickt, Schwägerin?“ fragt der Hubert nach einer Weile.

„Nein, ach, schick' eben den Knecht los!“

Der Hubert schickt den fort und spornet ihn zur größten Eile an.

Ein halbes Stündchen später kommt der Arzt, untersucht das Bein des Kindes, legt einen Verband an, gibt Verhaltensmaßregeln und geht wieder heim. Dann scheiden sich auch die Förstersleute zum Heim-

gehen an. In der Tür drückt die Fina beiden herzlich die Hand.

„Daß der Libori doch zu Hause wäre. Auch er muß euch danken von ganzem Herzen für das, was ihr heute an dem Kinde getan. Gebe Gott, daß er einmal anderen Sinnes wird.“

„Ja, geb's Gott, Fina!“ antwortet die Bernardine. Dann gehen sie dahin, während die Frau mit der Schürze die Augen auswischt und zu dem Knaben zurückkehrt.

Unterdes ist der Mond über den Wipfeln der Bäume aufgegangen und gießt sein volles, bleiches Licht über die Fluren und durch das Gezweig der Bäume auf die Waldwege. Die von Blütenduft geschwängerte Luft ist durchbebt von dem Geschluchze der Nachtigallen. — Just, wie die Förstersleute ihre Behausung wieder betreten wollen, fällt ein Schuß im Walde. Der Hubert steht und staunt.

„Was ist denn da los? — Da muß ich aber mal nachsehen.“

„Sind doch wohl keine Wilddiebe?“ fragt die Frau in bangem Tone.

„Glaub's kaum,“ sucht der Hubert sie zu beruhigen, „es ist ja noch früh am Abend. — Die wählen sonst die späteren Nacht- oder frühen Morgenstunden zu ihrem Treiben. Brauchst also nicht zu hängen. — Wüßte auch nicht, wer das tun sollte. Seit der lange Rolf im März plötzlich an der Grippe gestorben und

der fuchfige Löhr weggezogen aus dem Dorfe, ist's still im Wald geworden. Hab' also keine Angst, Bernardine!"

Wie sie den Hubert aber mit der Doppelbüchse dahingehen sieht, der Richtung nach, woher der Schuß gekommen ist, da beschleicht doch die Sorge ihr Herz, und in einem flehentlichen Gebete empfiehlt sie ihren Gatten dem Schutze Gottes. —

Dicht am Waldwege, von niedrigem Gebüsch verdeckt, kauert ein Mann am Boden, eine Büchse in der Hand, und späht mit scharfen Augen auf den mond hellen Weg hinaus.

Muß doch nun kommen, der Grüne, wird doch den Schuß gehört haben, sonst muß noch ein Schuß in die Luft geknallt werden, der ihn herlockt. . . . Heute soll ihm die Rechnung bezahlt werden, heute wird der Vater gerächt. . . . Hat ja lange Zeit gehabt, aber nun soll es doch sein. . . . Dort, wo der Vater getroffen ist, soll auch ihm die Kugel durch den Rock schlagen. . . töten, nein, aber siechen, langsam dahinsterben, wie es der Vater auch hat müssen. . . . Auge um Auge. . . . Und sonderbar müßt' es sein, wenn er nicht richtig träfe. . . .

Da wird fern auf dem Wege ein dunkler Punkt sichtbar, der merklich näher kommt. Über das Gesicht des Lauernden geht ein höhnisches Grinsen, leise hebt er die Büchse, bringt er den Lauf vor. Immer näher kommt der Förster, noch ein Weilchen, dann ist er

in guter Schußweite. — Die Wade liegt am Schaft, der Finger am Hahn, das Ziel ist die rechte Brustseite des Näherkommenden. — Da hebt sich der Kopf des Mannes ein wenig, die Augen blicken starr, erschrocken. Ist das denn der Hansen? . . . Ist ja gerade, als ob es das Gesicht seines schon so lange toten Vaters wäre, das vorwurfsvoll auf ihn blickt. Er fährt mit der Linken einmal über die heiße Stirn. . . . Unfinn! . . . Jetzt sieht er wieder besser. . . . Da, der Hahn zuckt, ein Knall rollt durch die abendliche Stille. . . . „Verflucht, zu früh!“ knirscht der Wege-
lagerer, dann flieht er mit eiligen Schritten durch das Unterholz der nahen Waldesgrenze zu.

Der Förster ist bei dem Schuß zusammengezuckt. Dann springt er vorn in das Gebüsch, aber der unsichtbare Schütze ist verschwunden. . . . Endlich wendet er sich heimwärts. Nun fühlt er ein Stechen im rechten Oberarm, im Mondschein sieht er helles Blut hervorquellen. — „Der Schuß galt mir,“ murmeln seine Lippen, „das hat ein Feind getan!“ . . . Und wie ein Blitz kommt ihm ein Gedanke, grell und hell. . . . Aber soll doch wohl nicht gut möglich sein können; war wohl nicht zu Hause, der Schwager, aber für so schlecht sollte man ihn doch nicht halten. . . . So eine Schurkerei. . . . Ihm aufzulauern, nach dem Leben trachten, während er dem gestürzten und verunglückten Knaben den Liebesdienst erweist. . . . Sollte der wirklich so schlecht sein können? . . . Wohl sucht er der Ber-

nardine halber den Gedanken von sich zu weisen, aber er kann es nicht hindern, immer wieder kommt er ihm, wie ein Polyp, das seine Fangarme um sein Opfer schlingt und es fesselt.

Die Bernardine schreit laut auf, wie sie das Blut auf Huberts Rockärmel sieht.

„Nur still, nur still, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht; nur eine Fleischwunde, ein Streifschuß, weiter nichts.“

Die Mutter ist schon zur Ruhe gegangen, da verbietet er ihr, der was zu sagen von dem Geschehenen. Sie nickt dazu. Unter herzlichen Worten des Mitleids und mit feuchten Augen wäscht sie die Wunde am Oberarm und legt einen Verband mit Arnika drum.

„So wird's schon wieder werden. Wird's schlimmer, kann ich morgen mal zum Doktor gehen. Ich ziehe einen anderen Rock an, derweil kannst du diesen reinigen und das Loch stopfen. So bleibt's unter uns beiden!“

„Wer mag das nur gewesen sein?“ fragt sie mit besorgtem Blick.

Er wendet den Kopf etwas zur Seite und zieht die Schultern hoch. „Da mußt du schon Gott nach fragen.“ —

Es ist schon recht spät, als der Libori durch die Hintertüre leise ins Haus schlüpft. Wie er die Türe schließt, atmet er erleichtert auf. . . . Wird ihn der Grüne doch nicht erkannt haben und bezichtigen kön-

nen. . . . Gut, daß er die Büchse draußen gelassen . . . könnte doch Verdacht geben . . . vielleicht gar Haus-suchung. . . . Aber der wird doch so leicht nicht an ihn denken, den Schwager. Haha! . . . Ist ihm doch recht sauer geworden, nur schade, daß der Schuß fehl ging. . . . Aber wer kann was gegen eine solche Einbildung, wie sie ihm plötzlich kam. . . .

Wie er in die Kammer tritt, findet er trotz der späten Zeit noch Licht, und die Fina sitzt mit geröteten Augen am Bette des Knaben. Der Libori erbleicht und starrt sein Weib an. —

„Was ist denn nur los hier?“

Die Fina blickt ihn vorwurfsvoll an. „Ja, frag mal. Da kann hier schon passieren, was nur will, und du läuffst irgendwo herum. . . .“

Der Mann steht da wie eine Bildsäule und antwortet rein nichts auf den Vorwurf.

„Gestürzt ist der Anton im Walde, vom Baum ist er gefallen und hat sich's Bein gebrochen. — Die Bernardine hat ihn gefunden und in die Försterei geholt, dann hat ihn der Hubert hierhergetragen.“

Da regt es sich in dem Gesichte des Libori: „Was ist das? — Wer? Der Grüne, der Hubert, hätte ihn hergetragen, der Hubert?“

Die Liebe und Sorge für sein Kind wird zurückgehalten von der Verwunderung, die ihn ergriffen. — Hubert! Das Wort klingt fremd in seinem Munde, aus dem es verbannt war.

„Ja, der Hubert, der Schwager, den du so hassest, der hat es getan. Und dankest du ihm das nicht, dann bist du nicht wert, daß dich die Sonne bescheint.“

Eine Weile ist's still nach diesen harten Worten der Frau. Dann fragt der Libori: „Wann war das denn?“

„Im Dunkelwerden waren sie hier, wohl eine Stunde. Wie der Doktor wieder ging, sind die zwei auch wieder gegangen.“

Da sinkt der Mann auf einen Stuhl, still, wortlos; er stemmt den Ellenbogen aufs Knie und legt den Kopf in die Hand. So sitzt er eine ganze Zeit da und starrt und sinnt. Und in seiner Brust beginnt's zu gären und zu wühlen wie in einem Bergsee zur Sturmzeit, und es wird ihm zu enge, zu warm in der Kammer. So geht er hinaus. Er tritt unter die Eichen und schaut lange gedankenvoll zu dem Walde hin, der im vollen Mondschein still und feierlich daliegt in der Maiennacht.

. . . Bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint . . . so unrecht hat die Fina nicht. . . Ihm danken, dem Grünen, dem Hubert, danken!? . . . Aufgelauert hat er ihm zu der Zeit, wo der ihm den Sohn ins Haus getragen, den ältesten Sohn, den Haus- und Namenserben. . . . So ein Lump ist er gewesen. . . . Hat er da den Haß getragen, ihn vernichten wollen . . . aber das soll nun ein Ende haben, die Zeit soll vorbei sein. . . . Muß sich ja eigentlich schämen, wenn er

dem Förster unter die Augen kommt. . . . Ob der wohl Verdacht auf ihn hat? . . . Einerlei, abbitten wird er ihm die Feindschaft, und das morgen früh gleich, und mit der Schießerei hat's auch ein Ende. . . .

Endlich geht der Libori ins Haus, in die Kammer zurück. Er beugt sich über den Knaben, der nun ruhig schlafend daliegt, und eine Träne rollt aus seinen Augen auf die Hand des Kindes. Dann kehrt er sich seiner Frau zu und hält ihr die Hand hin.

„Fina, der liebe Herrgott wird mir das wohl zur Strafe geschickt haben, das mit dem Anton. — Aber nun soll es anders werden. Du mußt mir verzeihen. Willst du?“

Die sieht ihn groß und überrascht an. Diese Sprache ist sie von ihrem Mann gar nicht gewohnt. In ihrem Herzen beginnt es zu jubeln. „Wenn's dir nur ernst ist.“

„Es ist mir ernst, Fina, glaub's nur!“

„Und dem Schwager und der Bernardine bittest du den Haß und die Feindschaft ab. . . .“

„Morgen früh gleich. Verlaß dich darauf.“

„Dann soll alles gut sein. Dann will ich gern sagen ‚Gott sei Dank!‘“

Fester umspannt seine Rechte der Fina Hand, mit der Linken zieht er ihren Kopf an seine Brust. Und wie ein neues, lange entbehrtes Glück überkommt es die beiden in der stillen Nacht am Krankenlager ihres Kindes. —

Am anderen Vormittag geht der Libori zur Försterei hinaus. Ernst und in Gedanken schreitet er durch den Wald. Oft wird's ihm zu enge um die Brust herum, aber mit fester Willenskraft rafft er sich auf. „Ein Ende soll das nun haben, ein Ende, daß Frieden wird,“ so spricht er ab und zu leise vor sich hin und verrät, was in seinem Inneren vorgeht.

Der Förster ist schon in der Frühe zum Arzt gewesen. Der hat die Wunde untersucht und neu verbunden. „Ist nur eine Fleischwunde. Schonen Sie den Arm etwas, dann geht es bald wieder!“ hat er gesagt. — — Wohl brennt die Wunde etwas, aber so zimperlich ist er doch nicht, daß er sich jeder Schramme wegen gar ins Bett legte. Wäre das auch ein rechter Förster! . . . Nun steht er mit der Bernardine unter den Bäumen vorm Hause, als der Libori auf die Försterei zuschreitet. Die Bernardine lächelt dem Bruder entgegen. Er wird zu danken kommen. Gott sei Lob und Dank! . . . Der Förster blickt dem Näherkommenden ernst und fest ins Gesicht. Er denkt an die Wunde am Arm.

„Guten Morgen, Schwager Hubert,“ grüßt der Libori nun und reicht dem Erstaunten die Hand. „Guten Morgen, Schwester! — Wundert euch wohl, daß ich herausgekommen bin, aber ich denke, es soll nicht das lehtemal gewesen sein, und ihr werdet uns auch die Ehre antun, ab und zu zum Eichenkrug zu kommen, nicht wahr? — Recht herzlich danken möcht'

ich euch beiden nun für das, was ihr dem Anton und mir gestern getan!"

„War ja Christenpflicht, Bruder,“ spricht die Bernardine, und der Hubert meint: „Hätten wir ja jedem wohl getan!“

„Glaub's gern, ja, ja, ihr! — Und darum laßt uns ein Ende machen mit der Feindschaft, die uns trennt.“

„Wir haben nichts gegen dich, Schwager,“ entgegnet der Förster ernst und mit besonderer Betonung des ersten Wortes und sieht dem Libori starr in die Augen.

„Ja, ist schon so recht,“ stottert der verlegen, „aber von mir aus war's so. — Wollt ihr alles vergeben und vergessen, so soll alles vorbei sein, und zwischen uns soll's dann sein, wie es zwischen so nahen Verwandten sein soll.“

Bittend blickt der Libori auf, wie er die Hände den beiden entgegenstreckt. Die Schwester hat die Linke längst ergriffen, da nimmt der Hubert die rechte.

„Von uns aus kann es so sein, und wenn du es so ehrlich meinst, kann alles begraben sein, Libori. Schad' genug, daß es nicht gleich so war . . ., aber es ist noch nicht zu spät.“

Da erscheint die alte Frau in der Türe und blickt erstaunt auf die drei, deren Hände ineinander ruhen.

„Ach, die Mutter!“ spricht der Libori und geht ihr entgegen und reicht ihr die Hand und plaudert mit

ihr, als ob nie etwas Feindliches zwischen ihnen gelegen habe. Dann tritt er mit ins Haus.

Wie er wieder geht, begleiten die jungen Leute ihn einige Schritte heimwärts.

„Aber kommen müßt ihr Sonntag bestimmt, ihr zwei und auch die Mutter.“

Die nickten zufrieden. Dann drückt der Libori dem Hubert zum Abschied die Hand. Wieder aber die Hand schüttelt, da zieht der Hubert den Arm mit schmerzlichem Gesicht zurück.

„Kann's dir ja sagen, Bruder,“ plaudert die Bernardine ahnungslos, „er hat einen wunden Arm. Angeschossen worden ist er gestern abend im Walde.“ Und ehe der Hubert ein Wort dazwischenbringen kann, erzählt sie ihm noch mehr von dem Vorfall, verurteilt sie mit scharfen Worten den Täter und die Tat.

Der Libori ist etwas rot geworden im Gesicht. „Ist's schlimm geworden?“ fragt er dann.

„Nein, — nur ein Schrammschuß. Aber es konnte . . .“

„Gott sei Dank!“ kommt es wie ein Seufzer aus seiner Brust.

„Ja, Gott sei Dank, Libori. — Und daß du's weißt,“ bedeutungsvoll blickt der Hubert dem Schwager in die Augen, „alles sei vergeben und vergessen, alles, alles!“

Der Libori sagt kein Wort mehr, er versteht den Hubert, er nickt, während es sich in seinem Herzen zu

regen beginnt und in seinen Augen aufsteigt, was doch sonst gar nicht seine Mode ist. Dann geht er dahin.

Die beiden Förstersleute blickten ihm nach, bis er zwischen dem Geäst und Gestämme verschwunden ist, dann lacht der Hubert, legt den linken Arm seiner Frau um den Hals und spricht: „Nun glaube ich, daß alles so kommen mußte, um die Feindschaft zu Ende zu bringen, und gut ist's so. — Und Sonntag gehen wir zusammen zum Eichenkrüge und feiern Versöhnung nach so hartem Streit. Nicht wahr, Schatz?“

Die Bernardine blickt ihn glücklich und froh an und wiederholt mit heller Stimme: „Ja, ja, Versöhnung! Alles sei vergeben und vergessen!“
